Zeitschrift: Schweizer Schule

Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz

Band: 42 (1955)

Heft: 17: Warum Kunst? ; Schülerlexika? ; Abschluss-Schule : materialistisch?

Artikel: Warum befassen wir uns mit der Kunst?

Autor: Carlen, Albert

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-535592

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZER SCHULE

HALBMONATSSCHRIFT FÜR ERZIEHUNG UND UNTERRICHT

OLTEN, 1. JANUAR 1956 NR. 17 42. JAHRGANG

WARUM BEFASSEN WIR UNS MIT DER KUNST?

Von Albert Carlen, Brig

»Wenn ich zwei Brote hätte, würde ich eines verkaufen und eine Hyazinthe kaufen; denn auch meine Seele braucht Nahrung.«
Mohammed

Was bewegte die Menschheit seit Jahrtausenden, die Werke der Kunst hervorzubringen, zu lieben und zu erforschen? Warum befassen wir uns mit der Kunst? Eine erschöpfende, befriedigende Antwort gibt es auf diese Frage nicht, da die Kunst nur zum Teil dem Verstand und dem nüchternen Urteil unterworfen ist. Wir können uns höchstens auf die Antwort zubewegen, um tastend zu ergründen, was für Triebkräfte am Werke sind; denn die Kunst ist Herzwerk.

1. Nicht nützlich, aber notwendig

Das Studium der Kunst ist wie diese selbst zunächst nutzlos, wenn man unter Nutzen Geld und Gut, Häuser, Stellung, Fortkommen und Ehrenposten versteht. Es gibt wichtigere Dinge auf Erden: Gott ist wichtiger, die Religion ist wichtiger, die Erziehung ist wichtiger und viele Dinge noch. Es will scheinen, daß die Kunst nur für die Reichen da sei, die es sich leisten können, Bilder und Plastiken zu kaufen und schöne Häuser zu bauen, oder für die Gebildeten, die sich angeblich auf solche Dinge verstehen. Es scheint, daß die Kunst ein Luxus ist, den man sich gönnen darf, wenn alles Notwendige getan ist, ein Luxus, wie Pelzmäntel und Stromlinienautos: alles schön und gut, aber immerhin entbehrlich. Gerade in der heutigen Zeit, sagt man, hätten ernste und verantwortungsbewußte Menschen Wichtigeres zu tun, angesichts der kommunistischen Gefahr, des Flüchtlingselendes, der Versklavung und Ausrottung von Tausenden, die noch an höhere Güter glauben wollen. Wenn das alles einmal geregelt sei, ja dann möge es an der Zeit sein, an die Dinge der Schönheit und der Kunst zu denken. So wenigstens scheint es auf den ersten Blick.

Den Künstlern selber mag es bisweilen unzeitgemäß und aussichtslos vorkommen, allein unter so viel tüchtigen und massiven Nützlichkeitsmenschen den Anwalt des Herzens zu spielen. Unvergleichlich formuliert Ida Friederike Görres in der »Spielmannslegende« diese Situation:

Was immer das Jahr 1956 bringen mag

alles gereiche den Lesern, Mitarbeitern und Freunden der »Schweizer Schule« und den Mitgliedern und Freunden unserer katholischen Lehrer-, Lehrerinnen-, Schul- und Erziehungsvereine zum reichsten Segen! Viel Freude ihnen und ihren Klassen und Schulen!

SCHRIFTLEITUNG, LEITENDER AUSSCHUSS DES KLVS

Sieh, meiner Liebe Mund ist stumm geboren,
vergib ihr, daß sie plumpe Zeichen wagt
und mühsam rüttelnd an versperrten Toren
dich oft mit wunderlichen Gesten plagt –

Du weißt: es war einmal ein kühner Tor,
der trug's nicht mehr, daß sich sein Herz verschweige,
und hob ein Holz vom Boden und ein Rohr
und neigte sich wie über eine Geige
und spielte drauf sein ungefüges Lied,
und die ihn sahen, lachten, wie sie gingen.

Er aber ließ nicht nach und schwankte nie,
und endlich hörte einer, der ihm lauschte,
als ob ein Engel ihm den Bogen tauschte,
die reifgeworden süße Melodie
von seinen stummen Hölzern selig klingen.

Das war sein Herz, das sang und sich verriet.

Dem Philister und Spießbürger erschien der Künstler allezeit lächerlich und allzeit als eine Bedrohung seiner Welt, die sich in Zahlen und Daten erschöpfend ausdrücken läßt. Die zweckfreie, wenn auch höchst sinnvolle Tätigkeit des Künstlers mutet in einer Welt von lauter Zweck verdächtig und überflüssig an. Der steife Ernst begreift ihn nicht, diesen »spielenden Menschen«, diesen »Vortänzer im mystischen Reigen, wenn der tanzende Chor der Erde zu Gott heimkehrt« (Hippolyt von Rom). Das Beispiel des liebenswerten Dichters Matthias Claudius möge sinnbildlich hier stehen. Ihm verdanken wir das oft gesungene Abendlied: »Der Mond ist aufgegangen, die goldnen Sternlein prangen am Himmel hell und klar . . .« Nach langer Notzeit und Entbehrung erhielt er eine Anstellung als Redaktor an einem Hamburger Wirtschaftsblatt. Da streute der Dichter zwischen Börsenberichte und todernste Wirtschaftsfragen kleine Gedichte und Aufsätze ein, die ihm aus übervollem Herzen in die Feder flossen. Die Wirtschaftsgewaltigen amüsierten sich zuerst daran, wurden dann unwillig und setzten den merkwürdigen Redaktor schließlich vor die Türe. Siehe da: nach hundert Jahren sind diese nutzlosen Gedichte das einzige, was von dem Blatte geblieben ist; ihnen allein verdankt es die Zeitung, daß ihr Name überhaupt auf uns kam. Das zweite Blatt, an dem Claudius Redaktor war, der »Wandsbecker Bote«, ging aus Mangel an Abonnenten ein; aber nach hundert Jahren wurden große Teile dieser Zeitung zum zweitenmal gedruckt, und sie ist wohl die einzige Zeitung, der die Ehre einer Neuauflage zuteil wurde. Das scheinbar so Nutzlose und Überflüssige ist es, das die Welt bewegt; denn nicht vom Brote allein lebt der Mensch, sondern von vielen kleinen, unscheinbaren Dingen, so nutzlos und so wichtig wie eine Blume am Wege, wie eine verklingende Melodie.

2. Geld bewegt die Welt?

Ach, wir sind die Erben eines vermaterialisierten Zeitalters und vermögen nur in Zahlen und Franken zu denken. Gut, sprechen wir vorerst in diesen Begriffen. Der alte Homer war zu seiner Zeit wohl nicht mehr als ein unbedeutender Geschichtenerzähler, und alle Heerführer und Staatsmänner werden sich wichtiger vorgekommen sein. Und doch, was wüßten wir von Agamemnon und Achilleus, wenn

nicht Homer ihnen die Ehre gegeben hätte, sie in seinem Gedichte zu erwähnen. Homer mag persönlich nicht viel von seiner Arbeit profitiert haben; aber er hat auch wirtschaftlich die Welt mehr bewegt als Rockefeller und Edison. Denken wir an die unabsehbaren Scharen von Abschreibern, Druckern und Verlegern, die seit 3000 Jahren seine Bücher vervielfältigten und verkauften; an die Maler und Bildhauer, die aus seinen Werken geschöpft, an die Antiquitätenhändler, die wiederum diese Werke verkauften und reproduzieren ließen; an die Dramatiker, die seine Stoffe bearbeitet haben, von Sophokles bis auf unsere Tage; an die Theaterleiter, Schauspieler, Kostümschneider und Bühnendekorateure, denen diese Dramen Arbeit verschafften; an die unzähligen Lehrer, die seine Werke interpretierten; an die Hekatomben von Schülern, die im Schweiße ihres Angesichtes die Ilias und Odyssee übersetzen mußten, und an alle, die wiederum wirtschaftlich von all diesen Menschen abhängig waren. Ähnlich nimmt die Stadt Frankfurt allein an Eintrittsgeldern ins Goethehaus jährlich wohl mehr als 50 000 Fr. ein. Die Dome, Paläste, Malereien und Museen locken alle Jahre Hunderttausende von kunstliebenden Reisenden nach Florenz, Ravenna, Rom, Arles, Chartres, Köln, so daß noch heute Raffael, Michelangelo und unbekannte kleine Künstler unzähligen Hoteliers, Gastwirten, Besitzern von Verkehrsbetrieben und Angestellten Arbeit und Verdienst beschaffen. Die Rhätischen Bahnen wußten, warum sie trotz ihrer mißlichen wirtschaftlichen Lage die Herausgabe der Bündner Kunstdenkmälerbände mitfinanziert haben. Sie waren offenbar überzeugt, daß die Kunstdenkmäler in hervorragendem Maße die Fremdenwerbung beeinflussen.

Rein finanzielle Erwägungen jedoch können nicht Grund genug sein, warum wir uns mit der Kunst befassen. Mögen sie jene bewegen, die unmittelbar daran interessiert sind. Unsere Gründe liegen höher und übersteigen das Materielle.

3. Verpflichtendes Erbe

»Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben. Bewahret sie!« ruft Schiller den Künstlern zu. Sagen wir uns selber das gleiche! Wenn niemand mehr da ist, der die Kunstwerke erkennt und schätzt, werden sie untergehen, verfallen, verschandelt und verkauft werden. Wir haben es in den letzten hundert Jahren erfahren. Lastwagenweise wurden die alten geschnitzten Truhen und Schränke, die Bilder und Statuen aus den heimatlichen Bergtälern entführt, und noch immer ist des Handels kein Ende. Weil niemand sie zu schätzen wußte, vermauerte man vor 140 Jahren die Galerien des Stockalperschlosses in Brig, rein um ein paar armselige Kammern zu gewinnen; wurde das Bischofsschloß in Naters in einen Stall verwandelt, verschwanden die breiten roten Fliesen vor dem Friedhofportal in Glis, wurden im ganzen Schweizerland Dutzende von schönsten Bürgerhäusern in triste Mietshäuser verwandelt, ohne daß jemand es bemerkte. Es gibt eine Pfarrei im Oberwallis, die gegründet wurde mit dem Erlös aus alten Möbeln und Statuen, die man den Leuten abgebettelt und hernach verkaufte. Stubenhoch lagen die Altertümer im Pfarrhaus aufgestapelt. Es liegt mir fern, jemandem einen Vorwurf zu machen. Auch diese Menschen waren Kinder ihrer Zeit, und niemand be-

Im Jahresprogramm des Lehrers und der Lehrerin stehen pro 1956 ein Aufbau-Exerzitienkurs und der Bibelkurs

lehrte sie eines bessern. Am allerwenigsten möchte ich den braven Pfarrherren eins auswischen. Sie waren die einzigen Wächter in verständnisloser Zeit. Was bliebe uns noch an Kunstwerken im Lande, wenn wir die kirchlichen Kunstwerke wegdenken, die unter großen Opfern in dunklen Tagen erhalten wurden? Hoch klingt das Lied vom braven Mann, von den Chorherren von St. Maurice nämlich, die nicht um schwindelnde Angebote des Milliardärs Pierpont Morgan das Reliquienkästchen aus der Merowingerzeit verkaufen wollten. Nein, diese Beispiele sollen kein Vorwurf sein, sondern nur eine Illustration, in wie kurzer Zeit unschätzbare Werte im Lande zugrundegehen, wenn sich niemand mit der Kunst befaßt, wenn nicht eine unentwegte Schar sich findet, die einen Sinn hat für die Dinge der Kunst. Kirchliche und staatliche Vorschriften allein nützen wenig. Was nützt es vorzuschreiben, Kunstwerke dürfen nicht verkauft oder verändert werden, wenn die zuständigen Stellen keine Ahnung haben, daß sie ein Kunstwerk unter den Händen halten? Man kann heute mit Genugtuung feststellen, daß die Zeiten sich zu ändern begonnen haben.

4. Ein Mittel zur Menschwerdung

Das Studium der Kunst ist kein Realfach, wie Buchführung, Konversationsenglisch, Briefträgergeographie und Zinsrechnungen, sondern ein humanistisches Fach, wie Philosophie, Latein, Griechisch, Geschichte, Literaturgeschichte und höhere Mathematik, d. h. fast alle Fächer des humanistischen Gymnasiums, an dem man gerade *das* studiert, was man praktisch nicht braucht, was aber den Menschen bildet, die geistige Persönlichkeit weitet, was das eigene Innere auferbaut und formt. Das humanistische Gymnasium soll nicht unmittelbar münzbare Kenntnisse und Fertigkeiten vermitteln, die man gegen Entgelt nach außen weitergeben kann; es soll nicht ein halbes Fachstudium sein, sondern eine unverkäufliche und unverlierbare Bildung. Ebenso verhält es sich mit dem Studium der Kunstwerke.

Wir wollen Anteil bekommen an den Werken der Kunst, um sie mitzubesitzen. Es bleibt wohl unbestritten, daß die großen Künstler zu den tiefsinnigsten Geistern der Welt gehörten. Was sie erkannt und geahnt, erlebt und erworben hatten, das legten sie in den Kunstwerken nieder. Wer also an diesen geistigen Gütern teilhaben will, der muß sich mit den Kirchen und Kapellen, den Bildern und Statuen, den Werken der Musik und Dichtung beschäftigen und sie sich anzueignen suchen. Wem es gleichgültig ist, ob er eine Handorgelmelodie, die mehr mit den Beinen zu empfinden ist, oder die neunte Symphonie zu hören bekommt, ob er in einer häßlichen Garage oder in der Kirche von Einsiedeln dem Gottesdienste beiwohnt, wer hundertmal am Tag an stolzen Türmen vorbeigehen kann, ohne es zu merken und mit Verwunderung und Bewegung zu ihnen aufzuschauen, für den sind diese Kunstwerke einfach nicht da. Da sind nur so viel Kubikmeter Stein und Holz, ein wenig Leinwand und Farbe, ein paar Schwingungen der Luft; aber als Kunstwerke, als Träger des Geistes in ihren Harmonien und Proportionen erstehen die Kunstwerke erst in der Seele des verständigen Betrachters und liebevollen Hörers. Was nützt es, daß ein Bild oder Gebäude die Netzhaut berührt, eine Symphonie das Trommelfell in Schwingung versetzt, wenn der Sinneseindruck nicht im Bewußtsein realisiert wird. Es genügt nicht, ein Kunstwerk zu erben oder zu kaufen. »Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.«

Wer nicht Anteil hat an den Werken der Kunst, für den ist es offenbar gleichgültig, ob die Kunstwerke geschaffen wurden oder nicht. Er verliert nichts, wenn sie nicht da sind oder wieder untergehen. Es wäre ihm gleichgültig, ob er, was die geistige Welt betrifft, noch auf der Stufe der

Höhlenbewohner stünde. Er ist auf diesem Gebiete ein Barbar, und mag er hundertmal Zentralheizung und elektrisches Licht sein eigen nennen. Wie sagt Goethe im Tasso: »Und wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt, ist ein Barbar; er sei auch, wer er sei.« Aus diesem Zustand der geistigen Barbarei muß jeder persönlich sich herausarbeiten. Niemand kann ihm diese Arbeit abnehmen. Es mag für ein demokratisches Gemüt empörend sein, ändert aber nichts an der Tatsache, daß die tiefere Beziehung zu den Kunstwerken eine Sache der Elite ist. Diese Elite ist nicht unbedingt gleichzusetzen mit jenen, die höhere Schulen besuchten. Ein liebevolles Interesse und verständiges Anhören, ein wiederholtes Betrachten, eine planvoll geleitete Kunstfahrt können ebenso zum Ziele führen. Nur der Liebende erkennt. Auch darum also befassen wir uns mit der Kunst: um teilzuhaben an den geistigen Gütern der Menschheit und den Zustand der zivilisierten Barbarei zu überwinden.

Machen wir uns frei von der aufklärerischen Ansicht, daß die Kunst bloß zum Vergnügen und Ergötzen, zur Verschönerung des Lebens da sei. *Friedrich Hölderlin* schreibt in einem Briefe: »Es wäre zu wünschen, daß der grenzenlose Mißverstand einmal aufhörte, womit die Kunst, und besonders die Poesie, bei denen, die sie treiben, und denen, die sie genießen wollen, herabgewürdigt wird . . . Man hielt sich bloß an ihre anspruchslose Außenseite, die freilich von ihrem Wesen unzertrennlich ist, aber nichts weniger als den ganzen Charakter derselben ausmacht. Man nahm sie für Spiel, weil sie in der bescheidenen Gestalt des Spiels erscheint, und so konnte sich auch vernünftigerweise keine andere Wirkung von ihr ergeben als die des Spiels, nämlich Zerstreuung. Beinahe gerade das Gegenteil von dem, was sie wirket, wo sie in ihrer wahren Natur vorhanden ist. Denn alsdann sammelt sich der Mensch bei ihr, und sie gibt ihm Ruhe, nicht die leere, sondern die lebendige Ruhe, wo alle Kräfte regsam sind und nur wegen ihrer innigen Harmonie nicht als tätig erkannt werden . . .«

5. Die Muttersprache des menschlichen Geschlechtes

Nichts im christlichen Weltbild ist nur zum Vergnügen da. Gewiß, das alles kann die Kunst auch sein, aber sie ist mehr: sie ist eine elementare Äußerung der Menschennatur, notwendig und unaufhaltbar wie diese selbst. Bevor ein Kind noch reden kann, bevor es etwas weiß von Lesen und Rechnen, ist es schon empfänglich für Rhythmus und Melodie, für Wiegenlied und Reigen, wie jede Mutter bestätigen wird. »Die Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts«, sagten Hamann, der Magus des Nordens, und nach ihm die Romantiker. Es gibt darum wohl Völker ohne Kleider und Häuser, ohne Tische und Betten, ohne Gärten und Vieh, ohne Bücher und Schrift, aber es gibt kein Volk, und gab es wohl nie, ohne Kunst. 20 000 Jahre vor Christus nährten sich die Menschen von der Jagd, lebten in Höhlen und hatten nichts als kümmerliche Waffen und Werkzeuge von Stein; aber sie hatten eine ausgebildete, höchst qualitätsvolle Malerei, die noch heute unsere Bewunderung erregt. Wir finden ihre Tierbilder zu Tausenden eingeritzt auf Horn und Stein und gemalt an die Wände und Decken der Höhlen von Nordafrika bis nach Skandinavien. Es gibt auch heute noch kein Volk, und wäre es noch so primitiv, ohne Gesänge, kultische Feiern und Tänze und ohne Kunsthandwerk. Es muß der Kunst eine Urgewalt innewohnen, die noch vor den täglichen Bedürfnissen kommt.

Sie kennen alle die kubischen Häuser, die vor 20 bis 30 Jahren entstanden sind; ihre Zeit ist vorbei. Man berechnete als menschlichen Bedarf so viel Kubikmeter Luft, so viel Licht und Wärme und konstruierte zweckmäßige Wohnmaschinen.

Aber der Mensch besteht aus Leib und Seele, aus Verstand und Gemüt; er will mehr als das körperlich Notwendige, mit dem sich das Tier begnügt. Wir wollen ein Heim, nicht einen Unterstand, wollen Gemütlichkeit und Geselligkeit, eine liebevoll betreute Wohnung, die den Menschen erst zum Menschen macht, die Familie zusammenhält, die Liebe fördert, den Zusammenhang mit unsern Eltern und Ahnen stärkt und die Würde und Achtbarkeit der Familie auch nach außen bekundet.

Desgleichen will die Gemeinde ihre Wichtigkeit und Selbstachtung offenbar machen im Rathaus und in stattlichen Bürgerhäusern, in Plätzen und Anlagen, in gepflegten Straßen, in Schulbauten und Kirchen. Noch dehnen sich in München, Wien, Mainz und Köln weite Ruinenfelder aus; die Dome aber sind alle in alter Pracht und Herrlichkeit wieder erstanden. Die Heimat ist uns nicht bloß ein administriertes Stück Land mit Arbeitsplätzen, Versicherungen und Steuern; ein Ort, wo wir verdienen, essen, trinken und absterben, nicht »un pays exploité«, sondern »un pays cultivé«, ein liebevoll gepflegtes Stück Erde, in dem wir verwurzelt sind seit Generationen.

6. Der Schlüssel zu Zeiten und Völkern

Wenn die Kunstwerke eine derart elementare Äußerung eines Volkes sind, so ist es klar, daß man aus ihnen am meisten über die Seelenlage eines Volkes und einer Zeit vernehmen kann. Jakob Burckhardt hat als erster eine Zeit analysiert aus den Werken der Kunst. Es schien ihm, daß aus den Porträten und Denkmälern der Renaissance das Zeitalter dieser selbstbewußten Gewaltmenschen ebenso herauszulesen sei wie aus dem Principe des Niccolò Macchiavelli. Mehr als die Berichte über Kriege und Politik verkünden uns die Kunstwerke die tiefsten Anliegen der Zeit und zeigen, was man als das Höchste schätzt, was man liebt und haßt. Die ungeheuren Pyramiden und Tempel Ägyptens verraten uns die Maßlosigkeit und Menschenverachtung seiner Herrscher, desgleichen die Tempel und Statuen Griechenlands den humanistischen Geist dieses Volkes, den schönheitstrunkenen, plastischen Sinn und sein Empfinden für Freiheit und organische Ordnung. Die Vorliebe Roms zur Weltbeherrschung und Pracht ist abzulesen aus dem Kolosseum und den Bäderbauten. Die altchristlichen Basiliken sagen uns, auch ohne daß wir es sonst wüßten, daß sich der Geist nach innen gewandt hat, vom Irdischen weg zu den ewigen Geheimnissen. Die romanischen Dome am Rhein sind Sinnbilder der Kaiserwürde, und die Tausende von Statuen und Steinmetzarbeiten an den gotischen Domen erzählen laut und unmißverständlich vom Bürgerstolz und Opfersinn der neuentstandenen Städte. Die sinnenfreudigen und zugleich geheimnisvoll mystischen Räume des Barocks – man denke an Einsiedeln – sind Ausdruck der Spannung zwischen Diesseits und Jenseits, von der dieses Zeitalter beherrscht wurde. Und so können wir auch aus den Werken der Volkskunst, aus den Liedern und Sagen am meisten erfahren über unser Volk, und aus den Werken der modernen Kunst am meisten über unsere Zeit, die aus dem Gleichgewicht geraten ist. Wir ahnen Dinge, die noch unausgesprochen sind und sich erst ankündigen im Unterbewußtsein, ob uns die modernen verzerrten Figuren und Gesichter nun gefallen oder nicht. Man könnte der Meinung sein, daß sich darin die Zeit der Weltkriege, der Konzentrationslager, der wiedererstandenen Sklaverei, des zerstörten Menschenbildes und der Angst besser widerspiegelt als in glatten, verschönerten Gesichtern, die wohl ruhige, harmonische Perioden auszudrücken vermochten, aber nicht mehr unsere Tage. So kann man sagen: Auch darum befassen wir uns mit der Kunst, weil die Kunst der Schlüssel ist zu vergangenen und gegenwärtigen Zeiten und Völkern,

zum Verständnis der Zeitsituation. Um in der Sprache der modernen Psychologen und Berufsberater zu reden: Die Kunstwerke sind ein untrüglicher Test einer Zeit.

7. *Die Geburt des Unbewußten*

Damit nähern wir uns dem Wichtigsten. Die Künstler wollen mehr als Werke schaffen, die uns gefallen sollen; sie sind mehr als bessere Unterhaltungskünstler und Spaßmacher des Geistes. Es genügt, einen Blick auf ihre tragischen Lebensschicksale zu werfen, auf den Ernst, mit dem sie um ihre Erkenntnisse und Werke gerungen haben, Hunger, Anfeindungen und Mißerfolgen zum Trotz. So wenigstens jene, die uns tiefer berühren. »Non nasce in me pensier, che non vi sia dentro scolpita la morte« – »Kein Gedanke keimt in meiner Seele, der nicht des Todes Antlitz trüge«, sagt Michelangelo. Beethoven gebar seine Werke aus Taubheit und Verzweiflung, Schiller schrieb sich in einem heroischen Wettlauf mit der Schwindsucht buchstäblich zu Tode, um noch sagen zu können, was er zu sagen hatte. Goethe, der scheinbar ewig glückliche und erfolgreiche, bekannte, daß er in seinem Leben keine drei Wochen glücklich gewesen sein. Kleist und Lenau erschossen sich aus Verzweiflung. Van Gogh, der berühmteste unter den neuern Malern, verkaufte zeit seines Lebens ein einziges seiner Gemälde und endete im Wahnsinn usw. usw. In den Notizbüchern des neunzehnjährigen Gottfried Keller steht als Aufschrei des werdenden Künstlers der Satz: »Preise der Tor sich glücklich, der nie den innern Wert der Kunst empfunden hat; denn in seliger Trägheit fließen seine Tage dahin, während der andere, das Licht im Auge, seine Ruhe zerfetzt, rastlos sein Ideal verfolgt, das Leben verscherzt, sich durchringt, um am Ziele zugrunde zu gehen.« Es ist eine grenzenlose Herabwürdigung, die nur der Unverstand entschuldigt, angesichts unzähliger Künstlerschicksale von Unterhaltung und Verschönerung des Lebens zu sprechen. Manch einer konnte am Schlusse seiner Tage mit Hölderlin – ach, welche Tiefen birgt der eine Name – bekennen:

Das Angenehme dieser Welt hab' ich genossen.
Der Jugend Freuden sind wie lang, wie lang verflossen.
April und Mai und Junius sind ferne.
Ich bin nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne.

Diese Worte sind echt; denn Hölderlin verbrachte die letzten vierzig Jahre seines Lebens im Wahnsinn. Eine solche Tragik verbietet es, nur von Gefallen und Vergnügen zu reden; man darf es erst recht nicht bei den Bildern der altchristlichen und russischen Kunst und beim Gregorianischen Choral.

Die Künstler verkünden, was ohne das Medium ihrer Werke nicht gesagt werden kann. In Farben und Formen, in Tönen und Rhythmen versuchen sie auszudrükken, wozu die bloße Verstandesrede einfach nicht ausreicht. Ein Beispiel:

Du bist min, ich bin din,
des solt du gewis sin.
Du bist beslozzen
in minem herzen;
verlorn ist daz slüsselin,
du muost immer drinne sin.

In diesen unübersetzbaren Worten ist mehr über die Liebe ausgesagt als in einem gelehrten Buche. In der seligen Bezogenheit von mein und dein, den schmeichelnden i-Lauten, der sanften Rundung von m, n und l, dem Flüstern der s-Laute und endlich im Bilde vom süßen Gefängnis des Herzens ist das scheue Geheimnis der Liebe, ohne es zu entweihen, vollkommen eingefangen.

Die großen Künstler reagieren feinnerviger als andere Menschen, registrieren Eindrücke und Ahnungen, die den andern

noch unbewußt sind, und betreten Räume, die noch keines Menschen Fuß betreten hat. So werden sie zu Sehern und Propheten.

Ich sehe den Bäumen die Stürme an,
die aus laugewordenen Tagen
an meine ängstlichen Fenster schlagen,
und höre die fernen Dinge sagen,
die ich nicht ohne Freund ertragen,
nicht ohne Schwester lieben kann.

So hat es Rilke, der übersensible, formuliert. Es leuchtet ein, daß die Künstler darum der Zeit und dem allgemeinen Verständnis vorauseilen; denn wären ihre Aussagen schon Allgemeinbesitz, sie dürften wohl entbehrlich sein.

Die Aufgabe des Künstlers ist nicht so nebenbei, sozusagen mit der linken Hand zu erledigen, sondern erfordert den Einsatz der vollen Existenz und will geleistet werden aus allen Kräften, mit der ganzen Seele, mit Sinnen und Geist, mit Verstand und Gemüt. Dann aber werden Geheimnisse offenbar, d. h. Wahrheiten, die dem Verstande ganz oder teilweise unzugänglich sind. Und wenn wir die Kunstwerke betrachten, dann erschließt sich das Geheimnis wiederum nicht in der Zerstreuung und Sattheit, sondern nur dem, der es ebenfalls ganzheitlich, mit Aug und Ohr, mit Verstand und Gemüt, aus dem ganzen Herzen und aus allen Kräften zu erfassen sucht. Ohne liebendes Bemühen geht es nicht, sollen anders das Verborgene enthüllt und wir selbst in unseres Herzens Mitte getroffen werden.

»Verstiegene Phantastereien?« wird mancher argwöhnen. Nein, es ist schon so und fehlt nur an der Kraft, sich klarer verständlich zu machen. Ein Novalis vermochte das mit zwei Sätzen:

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
sind Schlüssel aller Kreaturen.
Wenn, die da singen oder küssen,
mehr als die Tiefgelehrten wissen . . .
und man in Märchen und Gedichten
erkennt die wahren Weltgeschichten . . .

8. Der Weg zu den Mysterien.

Wenn es stimmt, daß der Weg zu den Geheimnissen nur über Sinnbild und Kunstwerk geht, dann ist die Verkündigung der Offenbarung notwendig an die Kunst gebunden; denn die Offenbarung ist wesentlich Mysterium. Wir haben einen Prüfstein für diese kühne Behauptung: Hat Christus es so gehalten? Ja, das tat er. 37 Parabeln haben die Evangelisten von ihm überliefert, und schon beim Propheten heißt es vom Messias: »Ich will meinen Mund auftun in Gleichnissen.« Was wüßten wir von der grenzenlosen Barmherzigkeit Gottes ohne das Gleichnis vom verlorenen Sohne? Was von der mystischen Verbindung zwischen Christus und seiner Kirche ohne das Gleichnis vom Weinstock und den Reben? Welch eine plastische Dichte und welche Dramatik im Bilde vom Jüngsten Gericht! Auch der Hl. Geist wußte, möchte man sagen, keinen angemesseneren Ausdruck für die Liebe Gottes zu uns als die trunkenen Liebesgesänge und Vergleiche des Hohen Liedes, und Johannes, der Seher auf Patmos, verkündete die Schicksale des kommenden Reiches in sich überschlagenden Visionen von kosmischen Erschütterungen, vom Tier aus dem Meere, vom Tier mit den sieben Köpfen und vom himmlischen Jerusalem. Es war nicht möglich, die Mysterien anders als in Bildern zu offenbaren, nicht bloß darum, weil Christus den Unmündigen, und das sind wir alle, die Wahrheiten verdeutlichen mußte, sondern weil er nicht bloß unverbindliche Lehrsätze bringen, sondern die ganze Persönlichkeit des Menschen, Verstand, Gemüt und Wille, erfassen wollte.

Aus der religiösen Ergriffenheit sind die Künste geboren. Es ist kein Zufall, daß Kirche und Kunst eng verbunden sind und sich nur zum größten Schaden beider trennen können. Die Reformation verbrannte

die Bilder. Der protestantische Theologieprofessor Walter Nigg nennt dieses Ereignis »ein enormes Unglück« mit »unübersehbaren tragischen Folgen«, verantwortlich dafür, daß die westliche Christenheit auf weite Strecken das symbolische Denken verlernt habe. Es allein ist dem religiösen Bereich angemessen. Aber auch die Kunst ist dadurch heimatlos geworden.

Seit den Tagen Konstantins baut die Kirche Gotteshäuser und stellt Statuen und Bilder auf, die sie mehrfach in schweren Kämpfen verteidigt hat gegen die Bilderstürmer, und seit den Tagen der Apostel singt die Kirche ihre Freude und ihre Not zum Herrn empor; sie singt bei festlichen Feiern, aber singt auch bei Totenklagen. Nichts vermöchte den Ernst und die Würde und die selige Zuversicht des christlichen Todes so eindringlich zu predigen wie die Worte und Melodien der Totenpräfation. Unvergeßlich bleibt dem Schreibenden jener Augenblick auf dem Montserrat, als er durch Zufall der Bestattung von dreizehn Märtyrern aus der spanischen Revolution beiwohnen durfte. Wie man die verehrungswürdigen Überreste in die Gruft hinuntertrug und dabei sang: »In paradisum deducant te angeli . . . Ins Paradies mögen dich die Engel geleiten«, da *war* es der Einzug ins Paradies: Spiel vor Gott und Wirklichkeit zugleich, wie jegliche Liturgie. Gibt es einen innigeren Heiligen als Franz von Assisi? Er sang im Tode den Sonnengesang. Gibt es einen strengeren Aszeten als Johannes vom Kreuz? Im Gefängnis zu Toledo schrieb er seine Gedichte von der Vereinigung mit Gott. Und gibt es einen unbarmherzigern Bußprediger als Savonarola? Mit ausgerenkten Armen und gebrochenen Gliedern schrieb er im Kerker seine dichterischen Reflexionen zum Miserere. Es ist eben so: ohne die Werke der Kunst können weder die Kirche, noch ihre Heiligen die göttliche Offenbarung in ihrer ganzen Fülle weitergeben. Mitten im Urwald von Paraguay errichteten die Jesuiten herrlichere Kirchen als in Spanien, bauten Orgeln und Geigen und spielten und sangen den Glauben in die Herzen der wilden Indianer hinein. Man zerstörte ihr Werk. Nach zwei-, dreihundert Jahren kamen die ersten Missionäre wieder in die aufgehobenen Reduktionen. Da fanden sie die Dörfer verlassen, die Häuser verfallen, die Äcker von der Wildnis verschlungen; aber sie fanden noch die prachtvollen Kirchen, an deren Wänden unberührt die Musikinstrumente hingen zum Zeugnis, daß die Kunst zu den ersten und treuesten Glaubensboten zählt. Warum ist Weihnachten allem Volke so gegenwärtig und teuer? Weil wir das Geheimnis begehen in mitternächtlicher Liturgie, in Krippen und Lichterbäumen, in Gesängen und Gedichten, in Spielen und Gaben. Warum hingegen ist Ostern, das größere Fest, wo wir die Auferstehung des Herrn begehen und zugleich unsere eigene innere Auferstehung im Leben der Gnade, warum ist Ostern dem Bewußtsein des Volkes so weitgehend entschwunden, im Gegensatz zur Ostkirche? Weil die viel herrlichere Liturgie der Osternacht jahrhundertelang schlecht und recht ohne Gläubige am Samstag in der Frühe gefeiert wurde, statt in der Nacht, wie es seit kurzem wieder geschieht, und so ihrer ergreifenden Symbolik beraubt wurde. Die Kunstwerke sind eben ein notwendiges Gefäß der Offenbarung. Es haftet ihnen etwas Sakramentales an: sie versinnbilden die Gnade und vermitteln sie zugleich.

Seit dem Ende der Barockzeit erleben wir eine ununterbrochene Trennung von Religion und Leben, von Kirche und Kultur, so daß die Wiedereroberung des Lebens, die Versöhnung der Kultur mit der Kirche die eigentliche Missionsaufgabe des 19. Jahrhunderts war. Einst war die Kirche nicht weniger die Mutter der Künstler als der Heiligen; Dominikus und Dante wuchsen auf einem Boden. Die Kirche trug Palme und Lorbeerkranz. Die Palme hat sie

bewahrt, den Lorbeer zeitweise verloren. Hundertfünfzig Jahre überließ sie den Ruhm der Kunst den Fremdlingen. Einmal war die Kunst die jüngere Schwester der Kirche; nun irrt sie fern dem Vaterhaus. Es ist an der Zeit, sie heimzuholen. Sie *wird* heimkehren, ja, sie ist schon auf dem Wege; denn die neuerwachte Sehnsucht nach dem Mysterium läßt auch die Sehnsucht nach der Kunst wieder machtvoll durch die Räume der Kirche rauschen.

9. Die Heimholung der Welt.

Im Paradies war die Kunst nicht notwendig; denn die Welt ruhte in vollkommener Schönheit; Natur und Übernatur waren innig durchdrungen, und in liebendem Erkennen begegneten sich Schöpfer und Geschöpf. Der Sündenfall zerriß dieses Band zwischen Himmel und Erde, so daß die Ordnung und Schönheit der Dinge in die Brüche ging. Verstreute Trümmer nur – der einstigen paradiesischen Welt liegen noch über der Erde. Der Künstler versucht, die Bruchstücke zusammenzufügen und in seinen Werken die ursprüngliche Vollkommenheit wiederherzustellen. Seine Schöpfungen sind »eine in Geste oder Ton oder Wortgefüge hineingeformte Vorwegnahme jener Harmonie zwischen Seele und Leib, die wir Himmel nennen« (H. Rahner). Wir wissen, daß diese paradiesische Welt als Ganzes erst am Ende der Zeiten restlos neu geschaffen wird. Das ist das goldene Zeitalter, welches Schiller und Hölderlin mit solcher Inbrunst ersehnten und schon in dieser gegenwärtigen Heilsordnung herbeizuführen suchten. Dies war ein Irrtum, denn noch sind wir im Pilgerstand. Die Kunstwerke sollen in uns die Sehnsucht nach der ewigen Heimat, nach dem Wohlklang ohne Mißton, der Schönheit ohne Makel lebendig erhalten. In der Erfüllung erst wird sich fügen, was zu Beginn füreinander geschaffen war, das Getrennte wird sich einen, und das Gute und Schöne werden zusammenfallen in jener Kalokagathia, von der die Griechen träumten. Dem unbekannten, oft wenig erfolgreichen Künstler und Sänger sei es zum Troste gesagt: Dann hört jede »nützliche« Tätigkeit auf, die Wissenschaft geht in Schauen über, und nur die Liebe wird immer bleiben und der Gesang. Das Kunstwerk ist eine Vorahnung dieses himmlischen Gesanges, sowie die künstlerische Arbeit immer schon eine heimliche Nachbildung jener ewigen Weisheit ist, die da nach den Worten der Schrift seit Urbeginn vor Gottes Angesicht spielt.

10. Wagnis und Gefährdung.

Doch seien zum Schluß Wagnis und Gefährdung in der Kunstpflege nicht verhehlt. Hüte dich, du junger Mensch, der du ausziehst zu den hohen Dingen der Kunst oder des Geistes überhaupt! Zwei Gefahren bedrohen dich: einmal ein krasser Materialismus, der sich äußern kann in ruhelosem Geldverdienen oder in der dumpfen Behaglichkeit, in einem philisterhaften Genügen, das jeden Aufschwung und jede Begeisterung im Keime erstickt; sodann ein Verfallensein an das Haltlose, Schweifende, das Lied und Leben verwechselt, ein Versinken in trostlosen Genuß. Dir zur Warnung stehe hier zum Abschluß das Gedicht Eichendorffs von den zwei Gesellen:

Es zogen zwei rüst'ge Gesellen
zum erstenmal von Haus,
so jubelnd recht in die hellen,
klingenden, singenden Wellen
des vollen Frühlings hinaus.

Die strebten nach hohen Dingen,
die wollten, trotz Lust und Schmerz,
was Recht's in der Welt vollbringen,
und wem sie vorübergingen,
dem lachten Sinnen und Herz.

Der erste, der fand ein Liebchen.
Der Schwieger kauft' Hof und Haus;
der wiegte gar bald ein Bübchen
und sah aus heimlichem Stübchen
behaglich ins Feld hinaus.

Dem zweiten sangen und logen
die tausend Stimmen im Grund,
verlockend' Sirenen, und zogen
ihn in der buhlenden Wogen
farbig klingenden Schlund.

Und wie er auftaucht vom Schlunde,
da war er müde und alt,
sein Schifflein, das lag im Grunde,
so still war's rings in die Runde,
und über die Wasser weht's kalt.

Es singen und klingen die Wellen
des Frühlings wohl über mir:
und seh ich so kecke Gesellen,
die Tränen im Auge mir schwellen –
ach Gott, führ uns liebreich zu Dir.

VOLKSSCHULE

HILFE ZUR SELBSTHILFE

Lexika für Kinder und Jugendliche in Schule und Haus

Von Müller Eckart

I. Ihr pädagogisch-didaktischer Ort

1. Langgehegtes Bedürfnis.

In den letzten zwei Jahren erschienen mehrere Jugend- oder Schülerlexika und sogar ein Kinderlexikon, das sich schon dem Vor-Lesealter anbietet*. Sie erreichten binnen kurzem Auflagen bis zu einer Viertelmillion. Das etwa gleichzeitige Erscheinen und die hohen Auflagen machen offenkundig, daß hier ein langangestautes Bedürfnis vorliegt. Die Schule, wo sie lebendig ist, spürt dieses Bedürfnis schon seit Jahrzehnten. Sie stellte schon nach dem Ersten Weltkrieg bereit, was verfügbar war: wohlfeile Volkslexika. Diese aber entmutigten das Kind schon mit einem Dickicht von Abkürzungen und Verweisungen mehr, als daß sie es gewannen. Und oft blieb die Frucht mühevollen Suchens, daß das Kind ein unbekanntes Wort durch zwei oder drei ihm ebenso unbekannte »erklärt« fand. Folgerichtige Lehrer begannen daraufhin, mit ihren Kindern aus dem Unterricht Lexikonartikel zu erarbeiten, die sich in Karteien oder als Blätter in Registerordnern sammelten. Sind diese mühevollen Eigenarbeiten nunmehr hinfällig? Keineswegs! Und ohne diese Pionierarbeit, ohne solch stilles Wachstum wären wir heute kaum im Besitz gedruckter Schülerlexika.

2. Nicht »Lehren und Lernen« – sondern »Lernen und Lehren«!

Das ständige Anwachsen des Wissens – nicht nur des akademischen, sondern auch des im schlicht-praktischen Berufsleben erforderlichen – und die zunehmende Unvorhersehbarkeit der künftigen Anforderungen an das einzelne Kind haben den Wissensballast als Lebensvorbereitung ad absurdum geführt. Will die Schule für das Leben rüsten, so muß sie heute mehr denn je die Selbstkraft des Kindes entfalten und dafür geeignete Arbeitsmittel und -möglichkeiten schaffen. Sie muß das Lernen lehren. Die feste Formel »Lehren und Lernen« stellt das Lehren vor das Lernen.

* In der Reihenfolge der Alters- und Anforderungsstufe: Wittes Kinderlexikon, Enßlin & Laiblin: Lexikon für 9- bis 12jährige, Knaurs Jugendlexikon, Wittes Schülerlexikon, Wittes Taschenlexikon, Enßlin & Laiblin: Die Welt von A bis Z.